

Ortrun Riha

Heilen in der mittelalterlichen Medizin

Ansprache zur Universitäts-Vesper am 10.4.2019

Über das Mittelalter existieren viele Klischees und Vorurteile. Seit der Renaissance und vor allem seit dem Szientismus und Positivismus des 19. Jahrhunderts dominiert ein negatives Bild i.S.v. Fortschrittsfeindlichkeit und scholastischer Naturphilosophie. Daneben gibt es aber auch (neo)romantische Verklärungen i.S.v. Ritterromantik, Klostermedizin und „gesunder Klosterküche“.

Je weniger sich die Menschen mit Religion und dem Mittelalter auskennen, desto mehr vermuten sie in der damaligen Zeit ein einfaches Hinnehmen des „göttlichen Willens“ und – bedingt durch den Blick auf das Jenseits – kein allzu großes ärztliches Engagement.

In der Tat scheint es einen gewissen Legitimationsbedarf gegeben zu haben. Ältestes Beispiel ist das ‚Lorscher Arzneibuch‘ (um 795), in dem sich schon die dann später immer wieder vorgetragenen Argumente finden: Medizin ist erlaubt, und zwar wegen Lehrsätzen aus dem Alten Testament (z.B. Weisheitsbücher, etwa „Gott lässt aus der Erde Heilmittel wachsen und der Weise verschmähe sie nicht“) und vor allem wegen der Heilungswunder des Neuen Testaments.

Die typisch mittelalterliche Haltung der Demut kommt in dem Satz zum Ausdruck „*Medicus curat, natura sanat*“ (Der Arzt behandelt, die Natur heilt). Das MA hat die säkulare Haltung der antiken Medizin übernommen und deshalb heißt es „*natura*“, nicht „*deus*“, auch wenn der Satz im christlichen Mittelalter manchmal um „*Deus salvat*“ (Gott rettet) erweitert wurde.

Der Ausspruch lehnt sich vermutlich schon an die Lehren des griechischen Arztes Hippokrates von Kos (um 400 v. Chr.) an. Als Bezug im *Corpus Hippocraticum* kommen Sätze wie „Die Naturen sind die Ärzte der Krankheiten“ in Betracht. Immer wieder wird dort betont, dass die therapeutischen Maßnahmen nur unterstützend wirken. Es gibt einen natürlichen Verlauf der jeweiligen Krankheit, der seine Zeit benötigt. Ein falscher Therapieversuch kann schwächend wirken. Ein guter Arzt berücksichtigt bei seinem Handeln die natürlichen Abläufe und deutet die Zeichen des Körpers als Hinweise auf dessen Beschaffenheit.

Hildegard von Bingen verwendete dafür im 12. Jahrhundert den Begriff *viriditas* (Grünkraft), heute kann man „Selbsteilungskräfte“ sagen.

Der mittelalterliche Arzt soll nicht der Herrscher, sondern lediglich demütiger Diener der Natur und bestenfalls ihr Verbündeter sein. Dieses Denken durchzog die gesamte Medizin des Mittelalters und wurde vermutlich aus der islamischen Medizin übernommen. Typisch ist der dem arabischen Arzt Rhazes zugeschriebene Satz: „Wenn die Krankheit stärker ist als die Natur, dann ist keine medizinische Hilfe möglich, wenn die Natur stärker ist, dann ist sie nicht nötig.“ Das heißt: Medizin hat nur bei einem Unentschieden ihre – wenn auch wesentliche – Berechtigung.

„Natur“ hat in diesem Zusammenhang nichts mit Romantik, Naturheilkunde oder natürlichen Heilweisen zu tun, sondern bezieht sich allein auf den Kranken und dessen Konstitution.

Heute interessiert man sich sehr dafür, diese „Natur“ des Menschen zu entschlüsseln und zu erklären, warum manche Menschen mit ein und derselben Diagnose geheilt werden und andere nicht, warum ein Medikament bei einem Patienten anschlägt und bei einem andern nicht: Heute ist die „Natur“ das Genom: Biomarker, die die Prognose bestimmen und vorhersagen, welche Therapie von Nutzen sein wird, werden intensiv gesucht – keine klinische Studie kommt ohne eine Biobank aus, in der Material für künftige pharmakogenetische Forschung gesammelt wird. Der Weg zu einer „personalisierten Medizin“, die in diesem Sinn ihren Namen verdient, ist jedoch trotz aller Fortschritte noch weit.

Das Mittelalter hatte eine andere Vorstellung von der stofflichen Grundlage der „Natur“. Es waren die Säfte Blut, Schleim, Gelbe und Schwarze Galle, die in einem ausgeglichen Verhältnis Gesundheit garantieren und zu Krankheit führen, wenn sie aus dem Gleichgewicht geraten. Das Wort „Temperament“, das wir immer noch benutzen heißt nichts anderes als „Mischungsverhältnis“. Die Säfte sind durch die Qualitäten heiß-kalt und trocken-feucht charakterisiert, ebenso wie alle anderen Dinge – Arzneidrogen eingeschlossen – auch.

Ausgleich ist also die Rationale der mittelalterlichen Medizin: Heiße Drogen wirken gegen kalte Krankheiten, kalte gegen Überhitzung. Isidor von Sevilla hat nicht umsonst in seinen ‚Etymologien‘ Medizin von *modus* (rechtes Maß) hergeleitet und die sprachliche Verwandtschaft von Temperament und der Kardinaltugend der Mäßigung (*Temperantia*) ist kein Zufall.

„Sanft“ ist diese Medizin allerdings nicht. Hildegard von Bingen wird nicht müde zu betonen, dass Gesunde Schaden nehmen, wenn sie Heilpflanzen verzehren, die Kranken nützlich sind, und umgekehrt. Auch sind so manche Wirkungen durchaus drastischer Natur und beruhen auf den in den Pflanzen enthaltenen Giften, die Haut und Schleimhäute reizen.

Konnte denn nun die mittelalterliche Medizin auf dieser Basis (also jenseits bloßer Nutzung von Selbstheilungskräften) heilen?

Es kommt darauf an, was man unter „Heilung“ versteht. Angebote in Form von Kräuterbüchern und zigtausenden von Rezepten gab es genug. Zum „Behandeln“ i.S. des eingangs zitierten Satzes „Medicus curat“ war man also in der Lage und viele Symptome des Alltags (vergleichbar mit der Klientel einer Allgemeinarztpraxis) dürften so auch gemildert oder beseitigt worden sein – Schmerzen, Übelkeit, Husten, Verstopfung und Ähnliches. Auch die „Kleine Chirurgie“ war nicht schlecht und konnte Fremdkörper entfernen, Wunden und Ausschläge behandeln, Abszesse eröffnen, einrenken und Brüche schienen. Da das Krankheitsspektrum ein anderes war als heute, war das größte Defizit bei den Arzneimitteln das Fehlen von Antibiotika.

Was das Leben verlängert hätte, war allerdings unabhängig von der Leistungsfähigkeit der Individualmedizin: Sauberes Wasser, ausreichende Ernährung, Senkung der Säuglingssterblichkeit. Unsere höhere Lebenserwartung verdanken wir der Prävention, und die gibt es naturwissenschaftlich fundiert erst seit rund 150 Jahren.

Die mittelalterlichen Ärzte wussten sehr wohl, dass Vorbeugen besser ist als heilen, hatten aber erstens keine experimentelle und objektivierbare Grundlage und zweitens einen ausschließlich individuellen Gesundheitsbegriff. Dass Gesundheit auch ein öffentliches Gut ist und mit staatlichen Maßnahmen gefördert werden muss, ist erst eine Erkenntnis der Aufklärung. Erst diese Wahrnehmung als politisches Anliegen und dann die Umsetzung auf experimenteller Basis im 19. Jahrhundert hat zu einer durchschnittlichen (nicht unbedingt individuellen) Verlängerung des Lebens geführt.

Heute sind uns die Erfolge der Hygiene so selbstverständlich, dass wir gern zur ganzheitlichen Individualmedizin nach mittelalterlichem Verständnis zurückkehren.